

Nr. 206. Bromberg, den 9. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(17. Fortsetzung.) ——

XX.

Man bohrt in die Vergangenheit.

„Sedlacek, rufen Sie mir einmal den Goldstein!"

„Jawohl, Herr Direktor."

Eine halbe Minute später stand Goldstein, der geriebenste Spürhund des Wiener Detektivbureaus „Confidentia", vor seinem höchsten Chef.

„Hören Sie mal gut zu, Goldstein! Wir haben da eine Sache gekriegt, die einfach erstklassig ist! Hören Sie? Erstklassig!!! Lesen Sie den Brief da!"

Goldstein nahm den Brief, setzte sich seinem Chef gegenüber und las. Der Brief war von einem Berliner Detektivbureau und lautete:

„Wir haben Ihnen auf Wunsch eines Klienten, der nicht genannt sein will, folgenden Auftrag zu erteilen:

„Zu Beginn des Weltkrieges befanden sich im dritten österreichischen Husarenregiment zwei Reserveleutnants, von denen der eine Wilhelm Woltmann, der andere Friedrich Hasenauer hieß. Beide rückten sofort zu Beginn des Krieges ein; Woltmann ging jedoch früher ins Feld als Hasenauer. Beide waren Söhne der bekannten gleichnamigen Wiener Bankiers. Woltmann war mit einer Tochter des Großindustriellen Hochstätten verlobt, der um jene Zeit starb. Die Familien Woltmann und Hochstätten haben Villen in Hadersdorf. Woltmann fiel in russische Gefangenschaft und wurde nach Omsk in Sibirien gebracht. Von dort kamen im Herbst 1915 seine letzten Nachrichten. Seit jener Zeit wurde nichts mehr von ihm gehört. Hasenauer ist mit jener Tochter Hochstättens verheiratet, die mit Woltmann zu Beginn des Krieges verlobt war. Ihre Nachforschungen haben sich in folgender Richtung zu bewegen:

Sie haben vor allem festzustellen, von welchem der beiden Teile, Wilhelm Woltmann oder Hermine Hochstätten, der Bruch der Verlobung ausging, ferner welche Gründe der brechende Teil hatte, und schließlich, welche Rolle der damalige Leutnant Hasenauer, der jetzige Gatte Hermine Hochstättens, bei der Lösung der Verlobung spielte. Natürlich darf keine der beteiligten Personen, die noch in Wien leben, von diesen Nachforschungen etwas erfahren oder vielleicht von Ihnen um Aufklärungen angegangen werden.

Eine Begrenzung Ihrer Ausgaben ist nicht vorgeschrieben. Es wurde für Sie ein Dollarkonto beim Wiener Bankverein eröffnet, von dem Sie abheben können. Wohl aber wird wöchentliche Verrechnung und Berichterstattung verlangt.

Da unser Klient für eine erschöpfende Beantwortung seiner Fragen eine von dem Honorar unabhängige Extrabelohnung zu geben bereit ist, hoffen wir, daß Sie Ihr Bestes tun werden, um . . ."

Goldstein ließ den Brief sinken.

„Was sagte der Wiener Bankverein?"

„Es sind fünftausend Dollar für uns dort erlegt!"

„Da haben wir doch nichts davon. Soviel Kronen hat doch der Bankverein gar nicht, um das zu wechseln."

„Machen Sie keine blöden Witze, Goldstein, und sagen Sie mir, was Sie von dem Brief halten."

„Der Dollarmann muß ein besonders guter Freund von Hasenauer sein, weil er ihm das Genick brechen will. Von mir aus kann er's. Hasenauer ist ein bekannter Dreckfink."

Goldstein war nicht wählerisch in seinen Ausdrücken, aber dafür um so deutlicher.

„Denken Sie, daß Sie Erfolg haben werden, Goldstein?"

„Wenn Gott will, schießt ein Besen! Wenn ich Glück hab', hab' ich Erfolg."

„Und wenn Sie keines haben?"

„Haben wir die Ausgaben und das Honorar in Dollars und — verbrauchen nur Kronen."

Der Direktor versuchte es mit der Würde.

„Hören Sie, Goldstein, das ist doch kein Standpunkt!"

„Was wollen Sie, Herr Direktor? Fünftausend Dollar und außerdem noch ein' Standpunkt? Die fünftausend Dollar sind doch allein Standpunkt genug."

„Na ja, ich will doch nur sagen, daß Sie dieses Mal Ihr Bestes tun sollen, Goldstein."

„Mein Bestes tun? Für den meschuggenen Amerikaner, der fünftausend Dollar Vorschuß gibt, tu' ich sogar mehr. Für den arbeit' ich wirklich."

Goldstein nahm sich einen Vorschuß, und das würdige Paar ging auseinander.

Goldstein war ein „Idealist". Da er wußte, daß hier Dollars zu verdienen waren, arbeitete er wie ein Bluthund. Er grub die alten Standeslisten des dritten Husarenregiments aus. Das war verhältnismäßig leicht; denn Woltmann und Hasenauer waren ja ganz am Anfang schon dabeigewesen. Damals wurden die Listen noch genau geführt. Er arbeitete systematisch. Vor allem stellte er die Namen der Offiziersburschen der beiden Leutnants fest. Wer konnte mehr von einem Offizier wissen als sein Bursche? Hasenauers Bursche war gefallen, aber den Woltmanns stöberte er nach drei Wochen eifrigen Suchens auf.

Dabei kam die Geschichte mit der Dame heraus, die ihm beim Abmarsch ins Feld einen Brief für seinen Leutnant zugesteckt hatte.

Goldstein pumpte den Mann aus, bis er ächzte. Aber er konnte die Dame nicht mehr beschreiben.

Goldstein wußte, daß er auf der Spur war, und in seinem nächsten Bericht schrieb er:

„Es ist mit ziemlicher Bestimmtheit anzunehmen, daß Leutnant Woltmann damals neben seiner Braut noch ein Verhältnis hatte."

Dann berichtete er die Geschichte von dem Brief.

Wernoff in Amsterdam las den Bericht, der ihm von Brüssel aus zugeschickt worden war und lachte höhnisch.

„Der Kerl ist ein guter Spürhund!"

Er schickte ihm fünfhundert Dollar als Anerkennung und dachte an Martha Steiger.

Und der Gedanke an Martha Steiger ließ ihn nicht los. Konnte da des Rätsels Lösung liegen? Es war nicht von der Hand zu weisen.

Vier Tage später fand im Wiener Detektivbureau „Securitas" eine ähnliche Besprechung statt, wie seinerzeit bei „Confidentia".

Nur hieß der Spürhund diesmal nicht Goldstein sondern Salzberg. Aber tüchtig war auch er.

„Salzberg, wir haben da von Kopenhagen einen total verrückten Auftrag bekommen. Irgend jemand will ganz genau wissen in welchem Verhältnis der am Anfang des Krieges eingerückte und bald darauf in Sibirien verschollene Husarenleutnant Wilhelm Woltmann mit der Privatsekretärin seines Vaters, Martha Steiger, gestanden hat. — Als Vorschuß senden die Leute einen Scheck auf die Anglobank über zweihundert englische Pfund."

Salzberg steckte ein paar Millionen Kronen ein, mietete sich ein Taxi und ging auf die Jagd.

Aber die Martha Steiger war nicht zu finden. Wohl glückte es ihm, eine Photographie von ihr aufzutreiben. Er durchwanderte die Theaterwelt. Aber auch dort kannte man sie nicht. Da tauchte er in die untere Halbwelt hinab. Dort kannte man sie. Sie war tief gesunken. Er hörte, daß sie nach Budapest verzogen sei.

In Budapest fand er sie endlich und telegraphierte seinem Chef.

Der drahtete zurück:

„Langsam vorgehen. Nicht scheu machen! Nach Wien mitbringen."

Salzberg ging zwar schnell vor, machte sie aber nicht scheu und brachte sie nach Wien mit.

Einmal ging er mit ihr beim Bankhaus Woltmann vorüber.

„Da war ich einmal angestellt," erklärte Marthchen.

„Das ist aber sehr eigentümlich," sagte Salzberg. „Ich hab' den jungen Woltmann flüchtig gekannt".

„O, in den war ich einmal über beide Ohren verschossen. Total plem plem!"

„Wie interessant! Das mußt du mir erzählen."

Sie setzten sich ins Grabenkaffee, und Marthchen erzählte.

Sie war keine von denen, die ihre Erinnerungen für sich behalten. Bei ihr bestand eher die Gefahr, daß sie mehr erzählte, als sie wußte. Aber Salzberg kannte die Frauen und verstand Martha. Er stellte ihr kleine Querfragen und quetschte die Wahrheit aus ihr heraus.

Sein nächster Bericht enthielt folgende Angaben:

„Martha Steiger wollte mich zuerst glauben machen, daß sie mit dem Sohn ihres Chefs ein Verhältnis gehabt habe. Ich vertraute der Sache nicht ganz und ließ nicht nach, bis sie mir den richtigen Sachverhalt preisgab. Es scheint, daß sie aus irgendeinem Grund das Bankhaus Woltmann plötzlich verlassen mußte. Warum — ist aus ihr nicht herauszubekommen. Wohl aber gibt sie zu, daß sie damals in Woltmann junior sehr verliebt gewesen sei, daß diese Neigung aber keine Erwiderung gefunden habe. Die ganze Angelegenheit hat daraus bestanden, daß sie dem Leutnant Woltmann durch seinen Burschen beim Abmarsch einen Brief zustecken ließ. Einige Tage später kam eine Antwort. Ich zitiere nun Martha Steigers eigene Worte:

„Woltmann muß ganz verrückt auf seine Braut gewesen sein. So etwas von Anständigkeit ist mir überhaupt noch nicht vorgekommen! Er hat mir zurückgeschrieben wie ein Pfarrer. Pflichtbewußtsein, Treue, Gebundensein! Er bemerkte, daß er mir nicht mehr schreiben werde. Kurz und gut, der keusche Josef in Husarenuniform. Ich war wütend. Erst hab' ich ihm saugrob zurückschreiben wollen. Dann aber hab ich mir gedacht, daß ich damit ja doch nichts erreiche. Lieber schlau sein! Und ich hab' ihm einen wunderschönen Brief zurückgeschrieben, daß ich so glücklich sei, daß er mir nur aus Pflichtbewußtsein nicht schreiben wolle. Daß ich mir aber gar nichts daraus mache, und daß wir uns ewig lieben würden. So schön war der Brief, daß ich beim Schreiben sogar geheult habe. Aber er hat ihn nicht mehr gekriegt. Die Russen haben ihn geschnappt, und ich hab' von ihm nichts mehr gehört.

Ein paar Tage später ist dann die junge Hochstätten bei mir gewesen, seine Braut. Die hat mir den Brief gezeigt und gefragt, ob ich ihn geschrieben hätte. Ein hochmütiges Weibsbild! Sie hat mich ganz von oben herunter behandelt wie einen Abwaschfetzen! Aber bei der hab' ich mich gerächt. Der hab' ich erzählt, wie glücklich wir beide — der Willi und ich — gewesen seien, und daß er doch nur mich gern gehabt und sie nur wegen des Geldes genommen habe. Einen Augenblick hab' ich geglaubt, daß sie mir an die Gurgel springen würde. Aber dann hat sie höhnisch gelacht und den Brief auf den Tisch geworfen und ist davongerauscht.

Später hat sie dann den Hasenauer geheiratet, das war auch ein Bankierssohn. Den Brief hab' ich mir aufgehoben — zum Andenken!"

Salzberg war sehr gründlich. Der Brief, zerknittert und vergilbt, lag dem Bericht bei. Er hatte ihn dem Mädchen abgeschwatzt.

Für seinen Bericht erhielt er hundert englische Pfund als besondere Belohnung zugesandt.

*

Goldstein fühlte sich unglücklich. Trotz seines Scharfsinnes kam er um keinen Schritt weiter. Er hatte schon alle möglichen Leute vom dritten Husarenregiment aufgestöbert und auf Herz und Nieren geprüft. Aber keiner wußte etwas, was ihm wirklich eine neue Fährte aufdeckte. Er hatte eine ganze Menge Einzelheiten entdeckt, die interessant waren. Aber alle standen nur in sehr weitläufigem Zusammenhang mit den ihm gestellten Fragen.

So hatte er die haargenaue Beschreibung des Patrouillenritts, auf dem Hasenauer einen verwundeten Soldaten von Woltmanns Patrouille gefunden hatte, von einem der beiden Teilnehmer an diesem Ritt erhalten.

Er hatte die Geschichte von Hasenauers Rückberufung ins Hinterland als Leiter der Maschinenfabrik seines Vaters mit großer Genauigkeit zusammengetragen. Als er auf diesem Weg nichts Zweckdienliches mehr erfahren konnte, hatte er sich auf Hermas Vergangenheit gestürzt. Er fand das Dienstmädchen, das zu jener Zeit bei den Hochstättens gedient hatte. Sie war mit einem Bäckermeister in Döbling, einem Wiener Vorort, verheiratet.

Goldstein pirschte sich an sie heran wie ein Jäger an den Auerhahn. Jeden Tag kaufte er dort sein Brot und besorgte dafür billige Butter. Bald war er wie das Kind im Haus. Erst nach sechs Wochen wagte er sich an das Thema heran.

Die Frau vertraute ihm und schüttete ihr Herz willig aus.

„Was hinter der ganzen G'schicht' g'steckt hat, weiß ich nöt. Aber gern hat's ihn g'habt, unser Fräul'n. Jeden Tag hat's ihm geschrieb'n. Und von ihm is a jed'n Tag a Brief kommen. Plötzlich auf amal hat's an dicken Brief vom Regiment kriegt. I hab'n noch selber zu ihr 'raufbracht. Und dann war alles aus! Sie hat viel geweint und is sehr still gewesen. Na, das is halt alles! Mehr weiß ich ah nöt. Ich bin dann bald weggegangen aus'm Dienst und hab' mein' Alten g'heirat. Und dann hab' ich nie mehr was von der Familie gehört."

Mehr war aus der Frau nicht herauszupumpen. Goldstein warf die leere Zitrone weg und ließ sich im Laden nicht mehr blicken.

Der Brief vom Regiment war natürlich — so dachte er — der Bericht über den letzten Patrouillenritt Woltmanns, von dem er nicht mehr zurückgekehrt war. — Goldstein hatte sich in Seitengleise verirrt und stand am Ende seiner Kenntnisse.

Unwillig gab er dies in seinem Wochenbericht zu und brachte diesen seinem Chef.

Der sah ihn vorwurfsvoll an und sagte:

„Schade um die schöne Dollarbelohnung!"

Wie erstaunt waren beide, als ein paar Tage später von Berlin folgendes Schreiben kam:

„Wir haben Ihnen im Auftrag unseres Klienten seine volle Anerkennung für die bisher geleistete Arbeit auszusprechen. Zugleich überweisen wir fünfhundert Dollar für Ihren Herrn Goldstein, der sich wieder als besonders befähigt gezeigt hat. Unserm Klienten genügt es, wenn er nun herauszubekommen versucht, was der Inhalt des Briefes war, den H. Hochstätten vom Regiment empfangen hat."

Goldstein schlug sich vor die Stirn.

„Ich war ein Esel! Der Mann ist klüger als ich. Natürlich, der Brief! Da liegt der Hase im Pfeffer!"

Goldstein faßte frischen Mut und ging wieder auf die Jagd. Beinahe wäre er wieder in eine Seitengasse gelaufen. Er pirschte sich nämlich an den Regimentskommandanten heran. Er fand ihn auf seinem kleinen Landgut in Nordböhmen. Besonders bereitwillig empfing ihn der alte, enttäuschte und verbitterte Haudegen nicht. Aber weil er den ganzen, langen Weg von Wien gekommen war, hörte er ihn doch an. Goldstein war gerieben. Er drehte die Sache um.

(Fortsetzung folgt.)

Der Chopin des Nordens.

Nicht umsonst bezeichnete Hans von Bülow den norwegischen Komponisten Edvard Grieg als „den Chopin des Nordens". Grieg ist in der Tat ein verträumter Romantiker und ein feiner Lyriker, kein Titane und kein Gestalter großen Stils, etwa in der Art eines Beethoven oder Mozart. Zugleich war Grieg der erste, der die nordische Musik der ganzen Welt näherbrachte. Er war im besten Sinne ein nationaler Komponist, wobei er sich selbst als einen Exponenten der norwegischen und nicht der allgemeinen skandinavischen Musik bezeichnete, denn der Nationalcharakter der drei Völker — Norwegen, Schweden und Dänen — ist grundverschieden.

Grieg gelang es, die Wunder seiner heimatlichen Natur — die Majestät des Meeres, die einsame Schönheit der Fjorde, das Rauschen der Wasserfälle — in Klänge umzusetzen. Er ist zugleich das tönende Herz seines Volkes, aus dessen reichem Sagenschatz er aus dem Vollen schöpft. Seine norwegischen Tänze kommen vielleicht am nächsten den ungarischen Rhapsodien Liszts, eines Meisters, den Grieg sehr bewunderte.

Edvard Grieg ist als Abkömmling einer schottischen Familie am 15. Juni 1843 in Bergen geboren, wo sein Vater als Kaufmann und englischer Konsul tätig war. Griegs Mutter war dagegen eine Vollblutnorwegerin, eine durchaus musikalische und dichterisch veranlagte Natur. Schon mit 5 Jahren saß der kleine Edvard am Flügel und suchte Akkorde heraus. Er durfte später im Leipziger Konservatorium studieren. Im Jahre 1862 kehrte er in die Heimat zurück und präsentierte sich seinen Landsleuten in Bergen als Pianist und Komponist in einem eigenen Konzert. Später übersiedelte Grieg nach Kopenhagen, wo er einen Konzertverein „Euterpe" gründete, der sich der Aufführung von Werken jüngerer nordischer Tondichter widmete.

In Kopenhagen lernte Grieg Nina Hagerup, die Tochter eines Schauspieldirektors und einer gefeierten Schauspielerin, kennen und lieben. Er heiratete sie am 11. Juni 1867 und fand in ihr die treueste Lebensgefährtin.

Eines Tages — es war im Dezember des Jahres 1868 — erhielt der inzwischen nach Christiania übersiedelte und immer noch wenig bekannte nordische Musiker einen Brief von keinem geringeren als Franz Liszt. Der große Meister, der sein ganzes Leben der uneigennützigsten Förderung junger Talente gewidmet hat, äußerte sich in freundlichsten Worten über eine Komposition Griegs, die er durch Zufall in die Hand bekommen hatte. Liszt verhalf dem ihm vollständig fremden norwegischen Tondichter zu einem Staatsstipendium, das ihm einen Aufenthalt in Rom, wo Liszt damals weilte, ermöglichte. Einige Jahre später stiftete ihm der norwegische Reichstag ein jährliches Komponistengehalt von 1600 Kronen. In den achtziger Jahren war Grieg bereits weltberühmt. Nach schweren Kämpfen um seine Geltung schützte ihn der Ertrag seines Schaffens vor materieller Not.

Grieg, dessen Kompositionen für Klavier, Singstimme und Orchester bei ausgeprägter nationaler Färbung durchaus lyrisch sind, trug sich mit der Idee, einmal auch eine Oper zu komponieren. Der Erfolg seiner Bühnenmusik zu Ibsens „Peer Gynt", dem faustischen Drama seines großen Landsmanns, der Musik, die heute noch in der ganzen Welt eine beispiellose Popularität besitzt, bestärkte ihn in der Meinung, er könne auch ein musikdramatisches Werk komponieren. Der Dichter Björnson übersandte ihm noch in den siebziger Jahren den ersten Akt seines dramatischen Gedichts „Olaf Trygvason". Mit größtem Eifer ging der Musiker — übrigens auch von Wagners Tondramen begeistert und angeregt — ans Werk. Es kam aber leider zu einer Verstimmung zwischen dem Komponisten und dem Dichter, so daß die Oper ein Fragment blieb. Im Nationaltheater von Christiania wurde dieses Opernfragment bald nach dem Tode Griegs aufgeführt und erwies sich dramatisch wie musikalisch von starker Wirkung.

Auch Ibsen bot Grieg einen Operntext an, und zwar seine „Nordische Heerfahrt". Grieg fühlte sich aber gesundheitlich zu schwach, um die Musik mit voller Kraft zu gestalten. „Wäre ich bloß gesund", schrieb er an seinen Verleger. „Ich muß mir die Sache noch überlegen." Es war nämlich sein Lebenstraum, erzählt Griegs Gattin, eine Oper schreiben zu können. Er ließ sich vom Inland und vom Ausland immer wieder Operntexte schicken, aber kein Text wollte ihm gefallen. Vielleicht war es der Mangel an einem geeigneten Stoff, der ihn hinderte, eine Oper zu komponieren; denn seine Inspiration war frisch bis zum letzten Augenblick. Eine skandinavische Nationaloper — das wäre freilich eine Krönung des Griegschen Schaffens.

An seinem sechzigsten Geburtstag merkte erst Grieg, wie beliebt er in der ganzen Welt war. Er hatte 500 Telegramme und Briefe aus allen Erdteilen erhalten. Im Sommer des Jahres 1907 verschlimmerte sich das Leiden, das ihn stets verfolgte. Es war eine Lungenaffektion, die noch aus seinen jungen Jahren stammte. Den ganzen Sommer litt er an Schlaflosigkeit. Sein Arzt ließ ihn in das Krankenhaus von Bergen transportieren, wo er am 4. September sanft entschlief. Grieg vererbte sein ganzes Vermögen — es waren mehrere hunderttausend Mark — seiner Vaterstadt Bergen, und zwar zu dem Zweck der Verbesserung ihres Musikbetriebes. Seine Bücher und Musikaliensammlung vermachte er der Bergenschen Bibliothek. Ganz Norwegen trauerte um seinen größten Musiker, zu dessen Andenken noch am Todestage eine Trauervorstellung im Nationaltheater von Christiania gegeben wurde. Es war der erste Teil von „Peer Gynt", der mit „Ases Tod" endet. Griegs Asche ist in einer Felswand, unweit seines Gutes Trolthaugen, beigesetzt.

Obwohl Grieg ein ausgesprochener nationaler Komponist ist, schätzt die ganze Welt in ihm den zartfühlenden Musiker, der, ohne gigantische Ziele anzustreben, eine Unterhaltungsmusik von hohem Niveau ins Leben gerufen hat.

A. Graefe.

Der Stumme.

Skizze von **Kurt Bock.**

Mit dem Lachen eines Traumes auf den Lippen kriecht Peter aus Schlafsack und Zelt.

Dunkel liegt sein Boot kieloben im glitzernden Grase unter den schlummernden Bäumen, eine Wildente hockt aufgeplustert obenauf. In Ried und Schilf flüstern nächtige Winde, und erster Schimmer der Frühe fängt sich überall im Tau. Jenseits des Flusses watet im Nebel ein Rudel äsender Rehe.

Aber erst als Peter vom Morgenbade zu seinem Schneckenhäusel zurückhüpft, entdeckt er, daß sich über Nacht ein Nachbar eingefunden hat: Schmuck steht ein kleines Spitzzelt dicht neben dem seinen, geräumigeren.

Dem Wasserwanderer ist nicht viel heilig; außer seinem Boot und dem Naturfrieden aber vor allem der Schlaf, der eigene und der des Kameraden. So beginnt Peter denn äußerst behutsam seine Kaffeeküche, die er jedoch meuchlings so in den Wind baut, daß der erquickliche Geruch den Schläfer durch alle Zeltporen besuchen muß. Dennoch gelingt das große Wecken erst einem Eichelhäher, der mit mißfarbenem Schrei eine ebensolche Namenskarte auf den First abwirft.

Leises Rumoren wandelt sich zu heftigem Wedeln der Wände. Die Türverschnürung fällt, und ein rotbäckig-verschlafener Wuschelkopf schnuppert wohlig hervor. Peter, sprachlos verdutzt ob dieser völlig unvermuteten Weiblichkeit,

verpaßt den Morgengruß und rührt, darob noch verlegener, hastig und verzweifelt in seinem Kochkessel herum.

Und sie, ihrerseits verblüfft von solcher Unfreundlichkeit, wendet ihm fischstumm mit einem glatt erledigenden Achselzucken den Rücken, um sich ans Waschen und Kochen zu begeben.

Während nun all seine Hantierung von einer wilden Wut gegen sich selbst beredtes Zeugnis gibt, atmet jede ihrer Bewegungen, so freundlich sie anzuschauen sind, jene angreifende Kühle aus, die unentwegtes Beobachten quälend herausfordert.

Und Peter geht, kriecht, sitzt umher, einen halben Blick ihr heimlich zugewandt, — er schmort innerlich und möchte sich selbst sacksiedegrob ausbeuteln, aber nur ein Aluminiumtopf erntet eine Beule, und ein Zeltstock knackst aus dem Beschlag, so daß Falten der Wehmut die Wände furchen.

Der eben noch so selig-blaue Frühhimmel bezieht sich düster, eine Bö prasselt durch die Wipfel. Da entschließt sich das Mädel mit einem sichtlichen Ruck, bringt sein Faltboot zu Wasser und verstaut Zelt und Zubehör. Und Peter, der verbissene Querkopf, packt selbst jetzt nicht zu, liegt längelang hinter seinem Kajak, an einer Scheinarbeit bastelnd, lugt zwischen Farn heraus und flucht in sich hinein.

So flitzt sie denn los mit behendem Paddelschlag. Schaut sich nicht einmal um. Entschwindet hinter Schilffächern und windgebeugten Weidenbüschen auf den nahen See.

Mit wildem Geknurr fegt plötzlich der Frühlingssturm durch den Wald, Äste hageln herab, und Regen knöchelt dunkel hinterdrein.

Schon will Peter sich in sein wrackes Zelt verkrauchen, da wirbelt ihn der Ruf der Pflicht, unbewußt fast, aber froh willkommen, herum, er schleift eilends sein Boot über die Böschung hinab und jagt flußab, daß der Bug gefährlich unter die Wellenkämme taucht.

Der See ist weitüber weiß gestrichelt von Gischt und Schaum, tief lasten die jagenden Wolken, und die Böen wühlen das niedrige Wasser bis zum Grunde auf.

Kein Boot ist sichtbar!

Peter richtet sich, die Knie beiderbords angestemmt, auf: Dort in Seemitte treibt ein heller Strich! Und er schlägt seinen Kiel vorwärts, erst Wind und Wellen schrägan entgegen in toller Arbeit, dann in einer Wendung, die ihm einige Kübel über den Kopf haut, mit achterlichem Wetter zielzu.

Er hat sie gefischt, in sein flatterndes Schneckenhaus geborgen.

Und — trotz allem —, als sie in seinem Arm, in verdächtiger Nähe seiner aufleuchtenden Augen erwacht, da lacht sie hell, denn nun erst quetscht es sich heraus, das verpaßte, vermaledeite, jetzt so grundfalsche „Guten Morgen!“.

Die Reise nach Rothenburg.

Erzählung von **Hans Gäfgen**.

Ferdinand Ruhdorf, Student in München, fuhr in die Ferien. Er machte einen Umweg über die alte Stadt Rothenburg, um dort eine Tante und deren Tochter zu besuchen, die in einem kleinen Hause an der Stadtmauer wohnten.

Ferdinand kannte seine Base noch nicht, aber als er aus dem Zuge stieg, trat ein junges Mädchen auf ihn zu und sagte mit einer sanften, leise verhängten Stimme: „Sind Sie Ferdinand Ruhdorf?“, und da er nickte, sagte sie weiter: „Ich bin Beate; die Mutter läßt sich entschuldigen, da sie zu tun hat; ich werde Sie zu ihr führen.“

Die beiden jungen Menschen gingen durch die Straßen, in denen schon die ersten Schleier der Dämmerung hingen. Die Dächer der alten Häuser blühten wie Mohn, und die Tore standen trutzig quer in die Gassen hinein.

Es wurde ein schöner, stiller Abend.

Ferdinand erzählte von München.

Und Beate sang ein paar Volkslieder.

Sie hatte eine warme, innige Stimme, die an das Lied der Amsel denken ließ, wenn sie den Frühling einsingt.

Und Frühling war es. Frühling in Rothenburg!

Wer ihn nicht erlebt hat, kann es sich kaum vorstellen, wie der Flieder duftet in dieser Stadt. Und die Kastanien sind Kerzenträger von überirdischer Schönheit.

Im Stadtgraben in den Hecken sangen die Nachtigallen ihr süßes Lied.

Später ging Ferdinand seinem Gasthaus zu.

Der Mond goß sein Silber aus über alle Winkel und Gassen.

Es war eine zauberhafte Nacht.

Alle Nachtigallen aber sangen das eine Wort: Beate.

*

Dreißig Jahre später.

Herbst über Franken!

Die Wälder leuchteten goldrot.

Ein paar späte Schwalben zogen ihre Kreise.

Der Rauch der letzten Erntefeuer schrieb geheimnisvolle Zeichen an den mildblauen Himmel.

Aus dem Zuge stieg der Amtsrichter Ferdinand Ruhdorf.

Er wischte sich die Augen: Welches Jahr schrieb man? Stand dort nicht Beate seine Base Beate?

Ein junges Mädchen trat auf ihn zu und sagte fast die gleichen Worte — wie vor dreißig Jahren: Die Mutter habe nicht selber zur Bahn kommen können, sie erwarte ihn im Häuschen an der Mauer; sie aber sei seine Nichte Beate . . .

Und dann ging der Mann mit den silbernen Schläfen, der Mann, der vor ein paar Monaten seine Frau begraben hatte, und auf den zu Hause, in der fernen kleinen Stadt, fünf Kinder warteten, durch die Straßen, immer wieder das junge Mädchen, das ihn geleitete, anschauend und immer wieder flüsternd: Beate . . .

Es hatte sich nichts verändert seit damals.

Die Dächer blühten rot wie Sommermohn.

Und wieder war es die Stunde der Dämmerung.

Aber keine Amsel sang, und Flieder und Kastanie hatten längst ausgeblüht.

Herbstnebel füllten den Abend, silbern wie Mondschein. Ferdinand blieb eine Weile, und dann nahm er Frau Beate mit sich in die ferne kleine Stadt.



Erbost.



Gauner: „Diese miserablen Zeitungen! Ich habe gestern hundert Mark gestohlen, sage zu meiner Alten, es waren nur siebzig; den anderen Tag früh steht in acht Zeitungen, daß es hundert Mark waren. Nun hat sie mich schauderhaft verhauen!“

*

* **Beruhigend.** Es ist Gesellschaft bei Minnas Herrschaft. Minna hilft servieren. Doch auch Servieren ist eine Kunst. Leider beherrscht Minna sie noch nicht ganz. Deshalb schüttet sie auch die Soße, statt sie auf den Tisch zu stellen, über das kostbare Kleid einer Dame.

Darob großes Entsetzen bei der Betreffenden. Minna aber flüstert ihr beruhigend zu: „Das macht nichts, Madame — es ist noch Soße genug da!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.